

# h

01 / 2018

# INFO

**HOTTINGEN** WIRTSCHAFTSGYMNASIUM  
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



## **Kleine und grosse Welten** *Möglichkeiten beginnen im Kopf*

**EDITORIAL**

**GEDANKENSPLITTER**

**THEATER**

**SEITE 2**

**SEITE 15**

**SEITE 18-19**

Mediothek / Seite 6-7

**Alt und Neu in  
perfekter Harmonie**

Feature Gonzalo Delgado / Seite 12

**Gonzalo gibt Gas**

Bildnerisches Gestalten / Seite 13

**Stumme Blicke**

Maturreise / Seite 14

**Segeln, Kiten und  
Windsurfen**

Wort des Rektors / Seite 16

**Selbstverantwortung**

öko-logisch! / Seite 17

**Autonomes Fahren**

### **TERMINE**

29 / 05 / 2018

**Jahreskonzert**

15 / 06 / 2018

**Homecoming Day**

05 / 07 / 2018

**Abschlussfeier H3/I3**

12 / 07 / 2018

**Maturfeier**

-----  
HOTTINGEN IST DIE  
KANTONSSCHULE FÜR  
WIRTSCHAFT UND RECHT  
MIT INNOVATIVEM  
UND PRAXISBEZOGENEM  
BILDUNGSANGEBOT IM  
RAUM ZÜRICH.  
-----

# Kleine und grosse Welten

Liebe Leserin,  
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Aufsatztraining in einer Abschlussklasse ein paar Wochen vor Unterrichtsschluss. Ein Schüler schreibt: «Manche Menschen leben in einer kleinen Welt, in der wenig möglich, ein bisschen mehr vielleicht vorstellbar ist. Solche Menschen kennen die Facetten des Lebens kaum. Nicht, weil sie nicht über die nötigen Mittel verfügen würden, sondern weil sie Angst haben. Angst vor Veränderung, Angst vor dem Ungewissen, Angst vor der Meinung anderer. Andere Menschen hingegen leben in einer grossen Welt, in der vieles möglich ist. Sie sind nicht gefangen in Vorstellungen, Erwartungen oder Ängsten, sondern frei, vor allem im Kopf.» Eigentlich geht es in dem Text um Erziehung. Der Schüler appelliert an Eltern, ihren Kindern zu ermöglichen, in einer grossen Welt zu leben. Dazu müsse man nicht weit gereist sein oder viel Geld besitzen, es gehe vielmehr um eine Haltung der Welt und dem Leben gegenüber. Kinder sollten sich ihre natürliche Offenheit und Neugierde bewahren, Antworten auf ihre Fragen erhalten, Dinge ausprobieren, auch mal Fehler machen, möglicherweise scheitern und wieder aufstehen, Neues kennenlernen, Erfahrungen sammeln und ihr Leben letztlich selbst wählen und gestalten können. Nur so könnten sie eine starke Persönlichkeit entwickeln und seien für das Leben mit all seinen Herausforderungen, Umwegen und Hindernissen, Enttäuschungen und Rückschlägen gerüstet.

Nun, die Schule ist nicht immer der Ort, an dem diese Haltung vermittelt wird. Zumal das Korsett, in dem wir uns in der Schule bewegen, von aussen zunehmend enger geschnürt wird, unsere Freiheiten mächtig beschnitten werden und bald alles, was wir hier tun, der Praktikabilität und Rentabilität unterworfen sein wird. Und dennoch: Die Schule trägt wesentlich dazu bei, die Welten junger Menschen zu vergrössern, vornehmlich – meine Kolleginnen und Kollegen mögen mir diese scheinbare Vermessenheit verzeihen – im Literaturunterricht.

Der Umgang mit Literatur (und Kunst im Allgemeinen) ermöglicht die Teilnahme an einer Gemeinschaft, schafft durch das kulturelle Erbe eine gemeinsame Identität. Gleichzeitig aber ist Literatur ein Fenster zur Welt. Sie zeigt Möglichkeiten, zeigt, was der Mensch, was die Gesellschaft sein kann. Und sie verlangt von uns eine Haltung. Wir müssen uns irgendwie zu dem stellen, was wir lesen. Sie zeigt die Welt in all ihren Facetten. Darin besteht ihr Wert. Barbara Vinken, Professorin für Allgemeine Literaturwissenschaft und Romanische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, sagte kürzlich in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung, in der Kunst würden wir mehr von uns erfahren als irgendwo sonst. Kunst sei das einzige Medium, in dem wir abseits von Ideologie Einsicht gewinnen in das, wie Menschen sich zu ihren Ängsten, Verletzungen, zu ihrer Sexualität verhielten. «Als Medium der Analyse, die zeigt, wie es ist, nicht wie es sein soll, ist Kunst unschätzbar [...]»

Literatur lässt unsere Welt grösser werden, weil wir wissen, dass da mehr ist, als das, was wir kennen. Dies erfahren unsere Schülerinnen und Schüler auch im Freifach Theater, wie die verschiedenen Stimmen ehemaliger Laienschauspieler, die meine Kollegin Barbara Ingold eingefangen hat, beweisen. (Ende Mai findet übrigens die Aufführung des diesjährigen Theaterkurses statt.) Oder auch in der Philosophie. Rufus Butz denkt im aktuellen «Gedankensplitter» über aktuelle politische Entwicklungen und den Wert der Demokratie nach. Ich wünsche Ihnen das Leben in einer Welt, die nie kleiner, sondern immer grösser und reicher werden möge!



#### Redaktion

Bild oben: Sandra Nussbaumer

Bild unten: Barbara Ingold



Soumya Chowfla  
G2b, Schuljahr 2017/18  
«Parasit aus Holz»

# On-off-Beziehung mit dem Pfarramt

## Gesellschaft und Gemeinschaft waren schon immer die Grundpfeiler in Jan Tschannens Leben.

VON SANDRA NUSSBAUMER

### Wie ist es, nach 15 Jahren an die Kanti Hottingen zurückzukommen?

Es wirkt alles sehr vertraut, ist aber gleichzeitig wahnsinnig weit weg. Ich erinnere mich, dass die Zeit hier „extrem gfägt hätt“. Wir haben viel Seich gemacht, vor allem in meiner ersten Klasse. (Lacht.) Da bin ich regelmässig am Morgen aufgestanden und habe gedacht: Yes, Schule! Ich war unheimlich motiviert, weil immer etwas lief, sich irgendjemand bestimmt wieder irgendeinen Quatsch ausgedacht hatte.

### Waren Sie ein Lehrerschreck?

In dieser Klasse waren alle Lehrerschrecke. Im Gegensatz zu meinen Mitschülern allerdings, die allesamt sehr gute Schüler waren und sich das leisten konnten, stand ich zwar an vorderster Front, konnte mir das aber eigentlich nicht leisten. Aber ich glaube, ich war nicht nur ein Lehrerschreck. Sicher, gewisse hatten Mühe mit mir, andere jedoch haben mich sehr gemocht und gefördert. Und diese Wertschätzung war gegenseitig.

### Sie haben daraufhin eine Klasse wiederholt.

Als ich merkte, es wird knapp, habe ich mich voll reingehängt. Und das hätte auch geklappt. Dann kam eine unangekündigte Biologieprüfung, die ich damals als unfair empfand. Die Lehrerin hatte uns einfach nicht im Griff, es ging nicht um die Lernkontrolle, sondern das war eine Disziplinar-massnahme. Deshalb habe ich mich dann aktiv für die theatralische Variante entschieden und mich durchs Fenster davongemacht. Ich war mir sehr wohl bewusst, dass dies die Repetition bedeutete.

### Hat es Ihnen um die alte Klasse leid getan?

Im Nachhinein war es vielleicht besser so. Ich weiss nicht, ob das auf Dauer für mich gut gegangen wäre. In dieser Klasse waren ganz

viele schlaue Köpfe, alles eher Aussenseiterfiguren, die aber zusammen gut funktionieren haben und extrem kreativ waren. Schon nach den ersten Monaten hatten wir begonnen, uns in der Schule häuslich einzurichten – wir hatten im Ausverkauf ein schönes Designsofa erworben und eine Mikrowelle für den z’Mittag. Ersteres wurde uns vom damaligen Rektorat mit der Begründung, es würde Möglichkeit zur Kopulation bieten, verboten. So etwas ist für Jugendliche natürlich eine Kriegserklärung. Die haben wir angenommen. (Lacht.) Wir haben dann immer wieder Zeugs angeschafft, einen Bartisch etwa, den wir sogar an einen Radiator ketteten, und geschaut, wie lange es dauert, bis das wieder wegsollte. Wir legten auch eine Fussmatte vor die Tür, stellten einen Kleiderständer auf und irgendjemand war an den Schlüssel des Wandschranks gekommen, und so haben wir dort Konserven gebunkert. Das alles war noch vor der Einführung der IMS, deshalb hatte jede Klasse ihr eigenes Zimmer. Als die IMS dann kam, der Platz enger und wir alle Wanderklassen wurden, haben wir natürlich auf Widerstand gemacht. Nach Hotdogs oder Fondue zum z’Mittagoch «unser Zimmer» so stark nach Wurst oder Käse, dass die Lehrer, die am Nachmittag dort Unterricht hatten, sich ein anderes Zimmer suchten.

**Das sind ja zugegebenermassen recht lustige Spässe ...**  
Ich erinnere mich auch noch, wie wir im Aufklärungsunterricht in Biologie Vorträge machen mussten, weil die Lehrerin zu prüde war, um vor uns darüber zu sprechen. Jemand hat zum Vortrag eine Gummipuppe zu Demonstrationszwecken mitgebracht – unsere Biologielehrerin fand das natürlich mässig lustig. Oder wie wir zum Abschied der Wirtschaftslehrerin, einer kleinen, feinen älteren Dame, die sehr bestimmt auftrat, die wir aber recht gut mochten, das Zimmer abgedunkelt, eine Discokugel aufgehängt, sie in einen aufblasbaren Sessel auf das Lehrerpult gesetzt haben und um sie herumgetanzt sind. Das war ein Gaudi!

**Sie waren aber auch belesen und haben damit Ihre Lehrpersonen herausgefordert.**  
Das stimmt wohl. Damit konnten jedoch nicht alle Lehrpersonen umgehen, was mich wiederum angespornt hat. Eine Geschichtslehrerin zum Beispiel hat mir mal gesagt, ich solle doch bitte keinen Quatsch mehr machen, sie brauche mich bei der mündlichen

Mitarbeit, denn mit dieser Klasse könne sie ohne mich ja gar keinen Mündlich-Unterricht mehr machen, weil das Niveau sonst derart schlecht sei. Das war eigentlich eine pädagogische Bankrotterklärung.

**Von all den Spässen und kleinen Scharmützeln einmal abgesehen: Wie hat Sie die Zeit an der Kanti Hottingen geprägt?**  
Ich bin jemand, der immer polarisiert hat, nicht nur in der Schule bei den Lehrern, auch bei den Eltern meiner Freunde beispielsweise. Die einen mochten mich sehr, die anderen gar nicht. Ich habe damals alles konsequent hinterfragt – und mir damit auch Probleme eingehandelt. Was ich allerdings hier an der Kanti Hottingen begriffen habe, ist, dass ich damit einen Weg finden kann. Es gab ja auch die, die mich – gerade auch deswegen – mochten und mir das Hinterfragen als Kompetenz gespiegelt haben. Das war eine wichtige Erkenntnis, die mich letztlich darin bestärkt hat, der zu sein, der ich bin.

**Warum haben Sie denn das Wirtschaftsgymi gewählt?**  
Mich haben Politik und Wirtschaft interessiert, die grossen Fragen der Gesellschaft und Gemeinschaft. Für diese Interessensgebiete fand ich das Wirtschaftsgymi passend. Ich habe mich damals auch bei den Roten Falken (Politische Jugendgruppe) und in der Jugendarbeit der Kirchgemeinde Hottingen engagiert. Politik und Kirche sind quasi die zwei Grundpfeiler in meinem Leben.

**Wieso haben Sie sich nach der Matura für das Theologiestudium entschieden?**  
Ein VWL-Studium an der Uni St. Gallen wäre auch eine Option gewesen. Da war ich sogar am Infotag. (Schmunzelt.) Aber dann habe ich mir die Studenten angeschaut, die alle mit einer Krawatte rumliefen, und dachte «Das halte ich nicht aus!». Deshalb bin ich lieber zu den Wollsocken gegangen. Dort musste mich aber auch in Toleranz üben. Die Krawatten-Aversion ist allerdings geblieben. Ich mag es nicht, wenn Kollegen mit Krawatte predigen. Ich predige im Talar. (Lacht.) Aber zurück zur Frage: Der Entscheid für die Theologie war letztlich ein pragmatischer. Ich hatte ein Germanistik- und Geschichtstudium an der Uni Zürich angefangen und empfand das als Unterforderung. Ich wollte darum lieber etwas machen, das mir einen richtigen Beruf gibt. Ich sah zwei Möglichkeiten: den Lehrberuf und dazu eine Karriere als Poli-

-----  
«ICH WOLLTE LIEBER ETWAS MACHEN, DAS MIR EINEN RICHTIGEN BERUF GIBT.»  
-----

tiker oder eben das Pfarramt. Gesellschaft und Gemeinschaft eben. Was mich an der Politik störte, war das Gegeneinander. Ich dachte, die Kirche böte mehr Möglichkeiten zum Miteinander, und glaubte, man könne dort deshalb mehr entwickeln, gestalten, bewirken.

### Also keine religiöse Motivation?

Nein. Wobei ich sagen muss, dass mir das Religiöse nicht fremd war beziehungsweise schon immer einen Platz hatte in meinem Leben. Meine beiden Eltern haben je ihre eigene Art von Glauben, aber sie sind nicht übermässig religiös. Im Konfirmandenunterricht haben mich sowohl der Pfarrer als auch der Jugendarbeiter sehr geprägt. Beide waren junge, charismatische Persönlichkeiten, engagiert und nahbar. Ich habe dort gesehen, was Kirche auch sein kann.

**Sie haben in Bern studiert. Warum?**  
Bern hat einen guten Ruf für die praktische Theologie, also Seelsorge, Pädagogik etc. Das war mir wichtig. Ich war allerdings nicht der Prototyp von Theologiestudent. Als am Anfang des Studiums gesagt wurde: «Wir gehen davon aus, dass Sie alle die Bibel gelesen haben.», bin ich nach Hause und hab zuerst einmal das Neue Testament durchgelesen. Hinzu kommt, dass das Studium anfangs eher theoretisch denn praktisch war. Im ersten Jahr musste ich Griechisch und Hebräisch lernen, das Latein hatte ich glücklicherweise in Zürich schon erledigt. Es war reine Fleissarbeit. Lernen, lernen, lernen. Das fiel mir umso schwerer, als Griechisch und Hebräisch für mich keine Herzensangelegenheit waren. Ich bin deshalb gerade mal so durchgekommen.

### Kann man diese Sprachen tatsächlich innerhalb eines Jahres lernen?

Ja, das geht. Eigentlich finde ich, das müsste jeder einmal machen, innerhalb einer begrenzten Zeit eine völlig andere Sprache lernen. Denn so lernt man zu lernen. Man wird sehr kreativ, wenn man keinen Bezug



Jan Tschannen (Foto: Patrick Kummer, bfa)

-----  
«JEDER SOLLTE MAL EINE VÖLLIG ANDERE SPRACHE ERLERNEN.»  
-----

zur Muttersprache mehr herstellen kann. Es gab Kommilitonen, die haben sich Wörter mit Melodien gemerkt, ich selbst habe Geschichtchen erfunden mit den Konsonanten der hebräischen Vokabeln. Nach diesem strengen ersten Jahr ging mir der Rest viel leichter von der Hand. Ich habe die Zusammenhänge gesehen, es hat plötzlich alles Sinn ergeben.

### Worin bestand denn dieser «Rest»?

Ein Theologiestudium ist sehr vielfältig. Dogmatik, Ethik, Philosophie, Kirchengeschichte und Geschichte des alten Orients, Seelsorge, Pastoralpsychologie, Pädagogik, Rhetorik, Homiletik, Liturgik und Gender sind die Fächer, die man während des Studiums besucht. Dazu gehören für die Zulassung zum Pfarramt ein praktisches Semester im Bachelor und ein Praxis-Jahr als Vikar nach dem Master. Das war eine fantastische Ausbildung! Wir haben viel mit Feedback, Videoanalyse und Supervision gearbeitet, was einem wirklich ermöglicht, seine Persönlichkeit zu entwickeln.

**Und danach sind Sie direkt Pfarrer geworden?**  
Obwohl das mein ursprünglicher Plan war,

hatte ich mit dem Pfarramt immer eine On-off-Beziehung. Ich bin während meiner Studienzzeit vielen verschiedenen Formen von Kirche begegnet. Und oft habe ich dann an die Hottinger Kirchgemeinde gedacht und mich an mein Engagement in der Jugendarbeit zurückerinnert. Das war etwas ganz anderes: offener, liebevoller, nicht so verbissen, da war die Kritik immer Teil der Sache. Deshalb wollte ich nicht sofort ins Pfarramt.

### Was haben Sie denn dann nach Abschluss des Studiums gemacht?

Schon nach dem Bachelor habe ich eine kleine Auszeit genommen und einen Teil meines Zivildiensts absolviert. Und nach dem Studium habe auf einer Fachstelle für Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit in der Landeskirche Aargau gearbeitet. Weil ich vorher auf Reisen war und das letzte Studienjahr in Rom verbracht hatte, war ich auf diesen Job angewiesen. Das war nicht die beste Voraussetzung. Ich habe mich sehr abhängig gefühlt. Danach habe ich ein halbes Jahr an einer Realschule in Langenthal unterrichtet.

### Als Theologe in den Lehrberuf?

Im Kanton Zürich würde man vielleicht schräg angeschaut, wenn man als Theologe in den Lehrberuf einsteigen würde, weil die Angst vor dem Missionieren gross wäre, aber im Kanton Bern hat die Kirche noch eine andere Stellung, sie ist positiver konnotiert. Ausserdem war es die Zeit des Lehrermangels. Und nach diesem halben Jahr bin ich dann ins Vikariat.

### Hat der Pfarrberuf Ihren Erwartungen entsprochen?

Wie gesagt, jede Kirchgemeinde ist anders. Ich habe mein Vikariat in Zollikofen absolviert. Das war ein grosses Glück, denn ich habe die Kirche und die Menschen dort ähnlich frei und offen erlebt wie hier in Hottingen als Freiwilliger. Das heisst: leibensstauig, praktisch, offen. Mein Lehrpfarrer hat mir auch geraten: «Alles, was du machen kannst, mach!» Das fand ich toll! Man hat in diesem Beruf sehr viele Freiheiten. Gleichzeitig habe ich während dieses Vikariats erfahren, was Pfarrer zu sein auch bedeutet. Da werden so viele Erwartungen auf einen projiziert, Weltbilder ohne Ende, man ist enorm ausgestellt. Damit muss man umgehen können. Glücklicherweise schützt einen dieses Amt aber auch.

-----  
«ICH MAG ES NICHT, WENN KOLLEGEN MIT KRAWATTE PREDIGEN. ICH PREDIGE IM TALAR.»  
-----

### Und wie ging es dann weiter?

Dann bin ich nach Madagaskar gereist. Das hatte ich während der Zeit im Kanton Aargau schon aufgegleist. Ich war zwar als Zivi dort, habe mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet und für Erzieherinnen Fortbildungen angeboten. Allerdings haben die Menschen dort gewusst, dass ich Pfarrer bin. Das war nicht ganz einfach, denn als Zivi darf man nicht konfessionell arbeiten, aber sobald ich irgendwohin kam, haben sie mir eine Bibel hingeknallt und gesagt, ich solle etwas predigen.

-----  
«WO ICH HIN KAM, HABEN SIE MIR EINE BIBEL HINGEKNALLT UND GESAGT, ICH SOLLE ETWAS PREDIGEN.»  
-----

### Und wie haben Sie den Kulturunterschied erlebt?

Der ist natürlich enorm. Ich habe zunächst zwei Monate gebraucht, um mein Leben dort zu installieren, zum Beispiel eine Matratze aufzutreiben, auf der ich schlafen konnte. Dass ich nur unter Madagassen gelebt habe, war aber eine tolle Erfahrung und hat mich extrem bereichert. Ich habe sehr viel Ehrlichkeit und Vertrauen unter widrigsten Umständen erfahren. Schliesslich habe ich dort auch meine heutige Partnerin kennen gelernt.

**Heute arbeiten Sie für «Brot für alle».**  
Nach meiner Rückkehr habe ich noch eine Stellvertretung im Pfarramt in Thun ge-

macht, dann war bei «Brot für alle» meine Traumstelle ausgeschrieben. Ich habe mich beworben und arbeite nun seit drei Jahren dort.

### Warum ist das Ihre Traumstelle?

Die Stelle verbindet die beiden Grundpfeiler meines Lebens, die mich schon während meiner Jugend begleitet haben: Politik und Kirche, Gesellschaft und Gemeinschaft. «Brot für alle» ist eine Stiftung, die den reformierten Kantonalkirchen gehört. Ich habe eine Art Brückenfunktion zwischen den Kirchen und der Politik: Ich trage Politik in die Kirche und Kirche in die Politik. Zum einen bin ich für die Kontaktpflege und das Netzwerk zuständig, zum anderen mache ich Sensibilisierungskampagnen. Das ist sehr abwechslungsreich, interessant und fordernd.

### Wollen Sie irgendwann zurück ins Pfarramt?

Ja, irgendwann bestimmt. Vielleicht mit 50. Wenn ich meine Kolleginnen und Kollegen anschau, die in diesen riesigen Pfarrhäusern leben, in denen sie gar nicht alle Räume bewohnen können, weil es so viele gibt, und eine entsprechend hohe Miete bezahlen, sich aber nebenbei noch ein Zimmer in der Stadt leisten, um sich wenigstens ein bisschen freier zu fühlen, dann geniesse ich lieber noch meine jetzige Situation.

### Haben Sie weitere Zukunftspläne?

Ich möchte mir ein zweites Standbein aufbauen, um unabhängiger und flexibler zu sein. Ich möchte an der ETH einen angewandten Master für Entwicklung und Zusammenarbeit machen. Für meine Partnerin und mich ist klar, dass wir mittelfristig weder hier noch in Madagaskar leben werden, sondern irgendwo auf der Welt. Das ist mit dem Beruf als reformierter Pfarrer nicht ganz einfach, da es längst nicht überall eine reformierte Kirche gibt und die auch nicht immer einen Lohn zahlen kann, von dem ich leben könnte.

### Was würden Sie unseren Schülerinnen und Schülern für ihren beruflichen Weg raten?

Macht das, was ihr gerne macht! Das ist das Einzige, was einen trägt im Leben. All die Versprechung, dass man nach der Matur, nach dem Studium, nach dem Doktorat oder wann auch immer jemand sei, sind leer. Man muss sich immer wieder aufs Neue beweisen im Leben. Deshalb sollte man wenigstens etwas machen, das man gerne macht.

•

# Alt und Neu in perfekter Harmonie

Ein wichtiger Dreh- und Angelpunkt unseres Schullebens erstrahlt in neuem Glanz.



Einladendes Ambiente in der neuen Mediothek

## VON MARTIN STRAUSS

Nun ist es endlich so weit: Nach langem renovationsbedingtem Unterbruch öffnen sich die Tore unserer Mediothek für Lehrende und Lernende wieder.

In neuem Glanz erstrahlen die Räume im Erd- und Untergeschoss unserer Schule für alles, was sich um Bücher und andere Medien dreht. Deutlich mehr Raum hat es im Erdgeschoss gegeben, da der alte Imbissraum mit der neuen Mediothek verschmolz, und im Untergeschoss das ursprüngliche Büro der Mediothekarin mit dem grossen Raum zu einer Einheit wurde, die ganz verschieden genutzt werden kann.

### Beim Empfang: Altes verschmolz mit Neuem

Wenn man die neue Mediothek fast am gleichen Ort wie einst betritt, sieht man zuerst nicht, wo Magali Bühler, die Person, an der kein Weg vorbeiführt, ihren Arbeitsplatz hat. Rechts um die Ecke residiert sie und gibt, genauso wie früher, jedem bereitwillig Auskunft, der sich mit einem Anliegen an sie richtet. Und um sie herum hat es Stühle und Tische, die zum Verweilen einladen, sei dies, um in Zeitschriften oder Zeitungen zu blättern oder um für den nächsten Vortrag oder die anstehende Gruppenarbeit zu recherchieren. Da hat man wirklich mehr Platz geschaffen, um es allen Benutzern zu ermöglichen, sich auszutauschen und an Wissen heranzukommen, das man zum Beispiel im Rahmen einer Maturitätsarbeit oder zur Prüfungsvorbereitung bestens gebrauchen kann.

Die Holzbeine der neuen Tische und Stühle bilden zum überkommenen Steinboden einen willkommenen Kontrast. Die grauschwarzen Tischplatten erinnern an die herkömmlichen Wandtafeln, die unsere Schulzimmer nach wie vor zieren. Und das Olivgrün der Stühle nimmt die Farbe der Gesimse vom ursprünglichen Imbissraum wieder auf, was vielleicht nicht allen auf Anhieb gefallen wird.

Eine besondere Erwähnung verdienen die speziell für uns konzipierten Deckenlampen, die nicht nur ein angenehmes Licht spenden,



Gewinnerteam FELFEL AG

sondern mit ihrer Struktur die originalen Holzleisten an den Wänden aufnehmen und so das Alte des Gottfried Keller-Schulhauses stilistisch getreu zitieren. Hier sieht man sehr schön, von welcher Ästhetik sich die für den Umbau Verantwortlichen leiten liessen.

### Auf dem Weg in die Tiefe: Ein wahrlich genialer Einfall!

Will man zur wahren Quelle des Wissens und der Bildung vordringen, kommt man nicht darum herum, die neu entstandene Treppe aus Holz zu betreten: Sie führt in der Breite des ganzen Raumes über viele grössere und kleinere Stufen ins Untergeschoss, wo nach wie vor unsere zahlreichen Buchschätze gehortet werden. Schon auf der Treppe beginnen die Regale, erst mit wenigen, dann mit immer mehr Gestellen; fürs oberste Gestell werden wir in Zukunft leider Leitern benutzen müssen, denn sonst kommt selbst der grösste Hottinger nicht mehr zu seinem gewünschten Buchtitel.

Die Treppe soll viel mehr als nur die Verbindung zwischen oben und unten sein, sie soll Platz für Gespräche, Platz für Begegnungen bieten; sie soll einladen, sich in Kleingruppen oder auch allein auf einer Stufe hinzusetzen, um in Büchern zu blättern oder auch gleich mit deren Lektüre anzufangen. An Elternabenden oder anderen Veranstaltungen können dieselben Stufen mit den entsprechenden Kissen zu hoffentlich bequemen

Sitzgelegenheiten werden, auf denen man gerne auch für längere Zeit Platz nimmt. So wird sie, was den Planern vorgeschwebt hat, zur Treppe der Begegnung.

Der Einfall mit der grossen Treppe war mit Sicherheit für alle am Projekt Beteiligten so etwas wie der grosse Durchbruch: Darauf musste man erst mal kommen! Und vor der Verwirklichung war auch so mancher skeptisch, weil er es sich lediglich aufgrund der Skizzen und der Pläne einfach nicht so recht vorstellen konnte, wie so eine Verbindung eines Tages in der Realität aussehen wird. Es wird sich weisen, ob die Prachtstreppe so vielseitig genutzt werden wird, wie dies vorgesehen ist, und ob sie wirklich zum Verweilen und zum Austausch einlädt. Auf jeden Fall war so die eigentliche Knacknuss des Umbaus gelöst und durch die hervorragende Arbeit der Parkettspezialisten zu einem Schmuckstück, ja zum Herzstück unserer neuen Mediothek geworden, die mit Sicherheit vielen Benutzerinnen und Benutzern während der kommenden Jahre und Jahrzehnte für so manchen Zweck dienen wird. Sie soll die Leser sortartig in die Tiefe ziehen und keiner soll ohne mindestens ein Buch wieder an die Erdoberfläche kommen.

**Die guten alten Bücher im langgestreckten Recherchier- und Mehrzweckraum**  
Was heute immer mehr gefragt ist, ist im Untergeschoss unserer Mediothek noch weit mehr als vorher machbar: Man kann

einigermassen ungestört lesen und arbeiten; Gruppen können gemeinsam Präsentationen vorbereiten und wenn es zu laut wird, wird man aufeinander Rücksicht nehmen müssen, damit es kein allzu böses Blut gibt. Je weiter man nach hinten schreitet, desto ruhiger wird es werden. Ganz zuhinterst hat es auch einen recht grossen Raum, der sich mittels einer Schiebetüre vom Rest der Mediothek abtrennen lässt, sodass dort grössere Veranstaltungen wie etwa Autorensungen durchgeführt werden können; auch sollte es möglich sein, dort – zum Beispiel im Rahmen einer Arbeitswoche – ausnahmsweise mal zu unterrichten.

Ja, wir tragen der Multifunktionalität unserer Mediothek durch die vielseitige Verwendung gewisser Räume deutlicher Rechnung, als dies vorher möglich war. Damit verbunden ist natürlich die Hoffnung, dass die Mediothek ein noch wichtigerer Bestandteil unserer Schule und unseres Schullebens wird, dass sozusagen noch mehr Leben in die Bude kommt, was natürlich durchaus im Sinne der Erfinder und unserer Mediothekarin wäre.

### Lesen und mehr: ein paar abschliessende Überlegungen

Es ist der neuen Mediothek zu wünschen, dass sie mindestens so rege benutzt wird wie die alte. Um mehr Platz zu schaffen, wurden viele Titel nach genauer Überprüfung schwerer Herzens ausgeschieden, was selbstverständlich nicht bei allen Be-

nutzern auf Anklang gestossen ist. Aber wenn dadurch die Medien attraktiver präsentiert werden können, sodass gerade junge Leser nicht mehr widerstehen können, haben wir sicherlich etwas sehr Wertvolles gewonnen, denn dann werden auch die Mittelschüler der Zukunft zu Leseratten und Bücherwürmern, wie das sich ihre Lehrerinnen und Lehrer immer noch wünschen, und können sich ein Leben ohne Medien gar nicht mehr vorstellen. Online ist längst so vieles möglich, ganz ohne das klassische Buch wird man aber auch im 21. Jahrhundert das Diplom oder die Matur nicht mit Bravour bestehen.

Wenn der Umbau all dies fördert, hat er sich mehr als gelohnt und der Kanton hat Steuergelder am richtigen Ort eingesetzt, dort nämlich, wo sie der Jugend und ihrer Bildung ganz konkret und direkt zugutekommen.

### Öffnungszeiten:

- a) betreut: Montag bis Freitag zwischen 8.15 und 14.15 Uhr
- b) unbetreut: Montag bis Freitag zwischen 14.15 und 17.00 Uhr

# Grabgesang für die Musik?

## Die Schweizer Musikindustrie im Zeitalter der Digitalisierung

VON VERENA STAUFFACHER

«The Day the Music died» – der Titel der neuesten Forumsveranstaltung liess dunkle Wolken am Schweizer Musikhimmel erahnen. Doch zu Beginn war von Totengräberstimme nichts zu spüren, im Gegenteil: Der bekannte und erfolgreiche Schweizer Singer-Songwriter Adrian Stern gab mit sicht- und hörbarer Freude an seinem Tun Kostproben seines Könnens und trug mit seiner Gitarre seine grössten Hits vor. Äusserst virtuose Begleiter am Piano fand er in den Moderatoren des Anlasses, Mike Moling, Deutschlehrer, und Gregor Müller, Mathematiklehrer an der Kanti Hottingen. Wer die drei spielen hörte, ob nun solo oder als Trio, zwei- oder vierhändig, währte sich an einem Live-Konzert der mitreissenden Art. Und musste fast automatisch zum Schluss kommen: Mit solcher Musik lässt sich bestimmt Geld verdienen.

### Keine Aussicht auf Millionen

Doch die Realität sieht anders aus. Schon die ersten Fakten, die Poto Wegener, Direktor Swissperform (Verwertungsgesellschaft für die Leistungsschutzrechte für Ausübende und Produzierende im Bereich Musik etc.) auspackte, liessen aufhorchen. Gregor Müller zitierte ihn wie folgt: «Die digitale Evolution bietet Kunstschaffenden und Produzenten

viele Chancen. Es gilt aber auch, die Kehrseite der Entwicklung zu beachten. Insgesamt weht derzeit den meisten Kulturschaffenden und Produzenten ein steifer Wind entgegen. Kunst, insbesondere Musik, ist allgegenwärtig, gleichzeitig sinkt die Bereitschaft der Gesellschaft, die Leistung der Künstler und Produzierenden zu entgelten.»

An einem fiktiven Beispiel, ausgehend von einer durchschnittlich bis überdurchschnittlich bekannten und erfolgreichen vierköpfigen Schweizer Band, die ihre Songs nicht nur aufführt, sondern auch selber schreibt und komponiert, errechnete er ein Monatseinkommen pro Musiker von gerade einmal 1700 Franken. In diesen Betrag miteinbezogen sind CD-Verkauf sowie Einnahmen aus Downloads und Streams, Konzerten und Radioausstrahlungen. Kein Verdienst also, mit dem sich leben lasse, und schon gar keiner, der einhergehe mit Goldschmuck und Cadillacs, wie man dies von Bildern amerikanischer Superstars kenne, stellte Wegener ernüchternd klar.

### Einer, der früh wusste, was er will

Ob diese wirtschaftlichen Aussichten Adrian Stern bewusst waren, als er sich entschied, seiner Passion, der Musik zu folgen? Beirrt hätten sie ihn so oder so wohl kaum. Gepackt hatte ihn die Lust an der Musik als Zehnjährigen, als er im Film «Back to the Future» den Hauptdarsteller sah, der aus seiner Gitarre das Letzte herausholte. Dieses Schlüsselerelebnis habe ihn «völlig umgehauen». Mit einem Brett, an das er einen Stecker genagelt hatte, und seinem Kassettengerät bewaffnet, legte er in der Schule vor versammelter Klasse einen Playbackauftritt des im Film gespielten Songs «Johnny, be good» hin, «bis die Lehrerin mein Kassettengerät abstellte und mich an den Platz schickte». Von diesem Moment an wusste er: «Das ist es, was ich tun will, so will ich mich ausdrücken.» In der Folge absolvierte er in gut schweizerischer Manier eine «seriöse Ausbildung» an einer Jazzschule. Doch bereits

bei der Abschlussprüfung tanzte er aus der Reihe. Statt zu zeigen, was er als Jazzgitarrist drauf hatte, trug er eigene Songs in Schweizer Mundart mit einfacher Gitarrenbegleitung vor, was die Prüfungsexperten eher irritierte als freute und ihm einen nur gerade knapp bestandenen Abschluss eintrug.

Mit seinem ersten grossen Hit im Sommer 2003 trat er jedoch als 28-Jähriger den Beweis an, dass in der Kunst Abschlüsse eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Text wie Musik fingen das vom gleichaltrigen Mike Moling anschaulich geschilderte Lebensgefühl der jungen Generation in jenen Jahren ein, die der immer gleichen Happy-End-Balladen der Weltstars überdrüssig waren, und der Grundstein für eine erfolgreiche Karriere war gelegt. Ein weiterer Volltreffer folgte sieben Jahre später: 50'000 verkaufte Alben, 80'000 verkaufte Songs, Gewinner des Swiss Music Awards – Adrian Stern war auf dem Gipfel des in der Schweizer Musikbranche Möglichen angekommen. Und damit also doch bei Goldschmuck, Cadillac und stetig klingelnden Kassen?

### Digitale Nutzung bringt minimale Einkünfte

Dem steht nicht nur der beschränkte Markt für Schweizer Mundartsongs, sondern vor allem auch der im digitalen Zeitalter völlig veränderte Musikkonsum im Weg. Die im Vorfeld der Veranstaltung bei fünf Gymiklassen gestartete Umfrage ergab nämlich, dass der weitaus grösste Teil der 110 Befragten Musik übers Internet mit (Gratis-) Downloads bei Spotify, Apple Music, YouTube und Co. bezieht. Der CD-Kauf ist mittlerweile so unpopulär, dass er sich gegen Null bewegt. Diese Tendenz ist allgemeingültig für den heutigen Musikkonsum, vor allem bei den jüngeren Generationen. Die Konsequenz davon: Die Einkünfte für die Musiker sind drastisch geschrumpft. Ging man dem Verkauf von CDs noch ein angemessener Betrag in die Taschen der Künst-



Adrian Stern, (Foto: © Sony Music Switzerland)

ler, ist mit Downloads nur noch ein Bruchteil dessen zu verdienen. Dies nicht zuletzt, weil mehrheitlich nicht ganze Alben, sondern bloss einzelne Songs heruntergeladen werden. Noch düsterer sieht es beim Streaming aus. «Etwa auf 0.003 Rappen pro Stream» bezifferte Poto Wegener den Profit für die Interpreten. «Mit 5000 Streams kann man sich in Zürich etwa ein Bier leisten, wenn man alle Rechte an einem Song besitzt», rechnete er vor. Für Musiker, die von ihrer Kunst leben müssen, ein erschreckendes Szenario.

Natürlich auch für Adrian Stern, immerhin selber auch ein Spotify-Konsument und Liebhaber. Die Entschädigungsregelung bezeichnete er als «erbärmlich». Als seine Plattenfirma sich Spotify angeschlossen habe, sei er ermuntert worden, dort ebenfalls einzusteigen, im Hinblick darauf, dass dieser Weg die Zukunft sei. Alles Weitere werde geregelt. «Wer sagt schon Nein zur Zukunft?», begründete Stern leicht ironisch den Einstieg in dieses neue Geschäft. Immerhin sei diese Variante noch besser als die Gratisdownloads.

### Verlustgeschäft für Streamingportale

Doch Spotify mache sich – wenn überhaupt – nur für Musiker mit einem grossen Zielpublikum, wie das etwa in Amerika vorhanden ist, bezahlt, konstatierte Poto Wegener. Bis vor Kurzem unterhielt der Streamingdienst keine eigene Schweizer Playliste, was bedeutete, dass Schweizer Musiker weltweit mit den grossen Namen des Weltmarktes zu konkurrieren hatten. Problematisch dabei ist, dass den Interpreten kein fixer Betrag pro heruntergeladenen Titel bezahlt wird, sondern dass das gesamthaft auszuschüttende Geld anteilmässig verteilt wird. Wenn ein Titel also häufig heruntergeladen wird, geht das auf Kosten anderer, weniger nachgefragter Songs. Da die Nachfrage gerade nach Titeln in Mundart sich auf den sehr begrenzten Deutschschweizer Markt beschränkt, ist die Entschädigung, die etwa Adrian Stern für

seine gestreamten Stücke erhält, minimal. Obwohl Investoren Abermillionen investiert haben und Spotify inzwischen 140 Millionen Nutzer, davon 60 Millionen zahlende ausweist, schreibt das Unternehmen weiterhin hohe Verluste. Gemäss Wegener tobe ein Konkurrenzkampf zwischen den beiden führenden Streamingportalen Spotify und Apple Music, in dem jedes die alleinige Marktherrschaft anstrebe. Überleben werde langfristig wohl nur eines, vermutet der Branchenfachmann.

### Die CD – ein Auslaufmodell

War noch vor wenigen Jahren der Verkauf von CDs ein einträgliches Geschäft für die Musiker, ist dieser Markt heute auf ein Minimum geschrumpft. Nur gerade 15 % der befragten Schülerinnen und Schüler gaben an, gelegentlich Tonträger zu kaufen. Auch für Adrian Stern stellt die CD ein Auslaufmodell dar. Trotzdem ist für ihn klar, dass er weiterhin welche herausgeben wird, jedoch in kleineren Mengen. Er sieht sie als Bindeglied zwischen sich und dem Publikum, dem er die Möglichkeit geben möchte, seine Musik etwa nach einem Konzert als physische Erinnerung an die guten erlebten Momente nach Hause zu nehmen. «Es ist wichtig, dass meine Musik unter die Leute kommt und jene, die sie mögen, motiviert, meine Konzerte zu besuchen», betonte er.

### Einheimische Musik ist wenig gefragt

Von einem Heimvorteil können Schweizer Künstler zumindest bei den befragten Kanti Hottingen-Schülerinnen und Schülern kaum profitieren. Drei Viertel gaben an, keinen Schweizer Pop, Rock oder Jazz zu hören, gerade mal 12 % besuchen Konzerte von Schweizer Musikern. Damit bestätigten sie eine Statistik, der gemäss die Schweiz unter allen erfassten Ländern auf dem zweitletzten Platz liegt, was den Konsum einheimischer Musik angeht. Immerhin das öffentlich-rechtliche Radio bemüht sich um die Verbreitung des

einheimischen Musiks, etwa mit dem Sender Virus, bei dem der Anteil an Schweizer Musik 60 % ausmacht. Im Gegensatz dazu stehen die Privatsender mit einem Anteil von höchstens 10 %, wie Poto Wegener weiss. Weil die No-Billag-Initiative auch das Radio betrifft und das Aufzeigen der Kulturvielfalt ebenso wie die Förderung der Schweizer Musikschaffenden in höchstem Masse gefährdet, lehnt Wegener sie dezidiert ab. So auch Adrian Stern: «Ich will nicht in einem Land leben, das von privaten Medienhäusern regiert wird, wie das in Amerika der Fall ist.»

### Die Sprache als Hemmschuh?

Schuld am mangelhaften Interesse an Schweizer Musik sei die Sprache, so ein Votum aus dem Publikum. Englisch komme bei den jungen Musikkonsumenten einfach besser an, eigne sich besser für die bevorzugten Musikstilrichtungen wie etwa Rhythm and Blues, Hip-Hop oder Rap. Diese Meinung kann Adrian Stern nachvollziehen. Auch er habe Musik in jungen Jahren hauptsächlich des Sounds wegen gehört. Erst mit zunehmendem Alter gewinne das Verstehen der Texte an Wichtigkeit. Seine Konzerte besucht hauptsächlich ein nicht mehr ganz junges Publikum, das es als Mehrwert empfindet, wenn die Texte in der ihnen geläufigsten Sprache gesungen werden. Dem trägt der Singer-Songwriter Rechnung, indem er keine Songtexte schreibt, die lediglich «auf der Welle des Rhythmus reiten», wie das etwa im Mainstream-Pop häufig der Fall ist. Den passenderen Weg sieht er für sich darin, etwas wirklich Substantielles zu erzählen, sich in der eigenen Sprache mitzuteilen. «Es ist mir wichtig, was ich sage und wie ich es sage.» Dass er dies so tun kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sieht er auch als Chance, um sich von der internationalen Konkurrenz abzuheben.

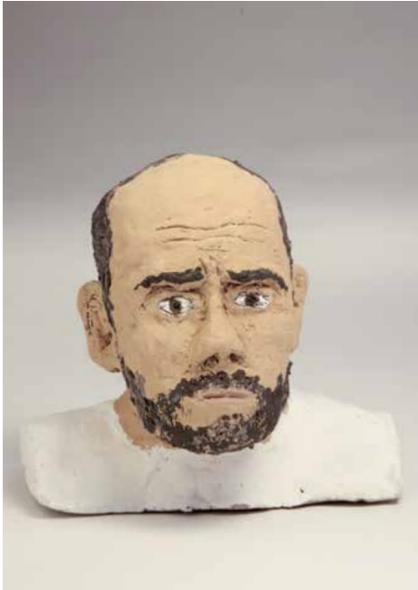
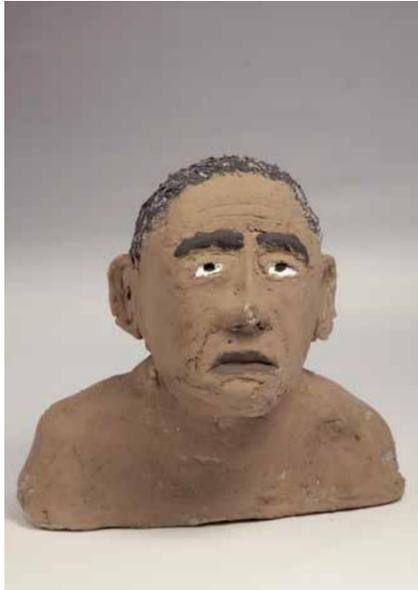
Subventionen für einheimische Musiker sieht Poto Wegener nicht als probates Mittel, um deren Einkünfte auf ein Niveau anzuheben,

das es ihnen ermöglicht, von der Musik zu leben. Für gerechtfertigt hält er sie bestenfalls als Starthilfe, «nachher müssen die Künstler selber fliegen». Es gelte, für die fehlenden Einkünfte aus Plattenverkäufen Ersatz zu finden, nebst Konzerten etwa mit Auftritten für Sponsoren und Firmen oder auch an privaten Anlässen. Dabei wählerisch zu sein, liege heute nicht mehr drin.

### The Music Will Not Die

Das Fazit des ebenso vielschichtigen wie vielseitigen Forums: Solange es Musiker gibt, die ihr Metier oder Hobby mit so viel Können und Freude betreiben, wie das Trio Stern/Moling/Müller bei ihrem Schlussakt, wird die Musik nie ein Totenbett finden. Digitalisierung und wirtschaftliche Hindernisse hin oder her.

«Duckface» / Grimassen modellieren



Fach Bildnerisches Gestalten  
Schülerinnen und Schüler aus zweiten Klassen des Gymnasiums haben Gesichter mit Grimassen modelliert. Der eine oder andere «Star» lässt sich vielleicht erkennen ...

## Gonzalo gibt Gas

Er kurvt seit bald drei Jahren durch die Gänge der Kanti Hottingen – höchste Zeit für ein Portrait ...

VON BARBARA INGOLD

Unser Interviewtermin kurz vor Weihnachten fiel ins Wasser: Gonzalo Delgado liege nach einem Herzinfarkt auf der Intensivstation im künstlichen Koma, hiess es. Drei Wochen Akutspital und eine OP später sitzt er mir nun strahlend gegenüber und schlägt alle Bedenken in den Wind: «Nein, nein, ich brauche keine Reha. Mit meinem neuen Gadget – übrigens ein Hybrid zwischen Herzschrittmacher und Defibrillator – fühle ich mich schultüchtiger denn je. Ich bin zwar noch krankgeschrieben, aber der Gedanke, den Unterricht zu verpassen, ist unerträglich!» Ungewohnte Worte aus dem Munde eines Schülers.

Was genau geschah an jenem Dezemberabend, weiss Gonzalo nur aus den Schilderungen seiner Mutter. Er selbst hat einen Filmriss und bekam so die schmerzhaften lebenserhaltenden Massnahmen gar nicht mit, verpasste quasi sein Nahtoderlebnis. Denn dass er überlebte und nach 15 Minuten ohne Sauerstoff keine Gehirnschäden davontrug, grenzt an ein medizinisches Wunder. «Da habe ich ein Riesenglück gehabt, denn mein Gehirn ist mein Kapital!» Auslöser für den Infarkt war wohl eine Grippe. Sein Herz ist schwächer als das Gleichaltriger, denn Gonzalo wurde mit Spinaler Muskelatrophie geboren, einer degenerativen Krankheit, die ihn seit frühester Kindheit an den Rollstuhl fesselt und für die alltäglichsten Verrichtungen von Assistenzpersonen abhängig macht. Mit 12 Jahren wurde seine Wirbelsäule versteift, damit er aufrecht sitzen kann. Mit diesem Eingriff wurde auch das Grössenwachstum gestoppt – was er heute bereut, denn er wäre gerne etwas grösser geworden. Ungebremst verlief dafür sein geistiges Wachstum. Das enorme Potential lag anscheinend lange Jahre brach. «Ich war ein grottenschlechter Primarschüler, wirklich grottenschlecht!»

Die ersten 9 Jahre lebte Gonzalo mit seiner Mutter in Peru, wo er die Regelschule besuchte. «Ich erinnere mich an viele Kollegen, meinen Hund – eine megacooler Zeit.» Mit seinem Stiefvater kam auch der Umzug in die Schweiz. «Ein gewaltiger Einschnitt, aber ein wichtiger. Ich glaube, ich bin auf diesem Flug in die Schweiz gescheit geworden. Hier war ich sofort ein guter Schüler, obwohl ich ja erst Deutsch lernen musste. Das schaffte ich in etwa einem Jahr dank meiner genialen Lehrerin, Frau Haubensack. Doch in der Oberstufe musste ich in die Sonderschule für Körperbehinderte, und dort habe ich viel Zeit verloren. Es gab nur Sek B und C, und wir kamen in drei Jahren gerade mal mit dem Sek-B-Stoff der ersten Klasse durch – trotz Kleinklasse, denn die meisten Mitschüler waren nicht nur körperlich eingeschränkt.»

Die Erkenntnis, dass damit keine Ausbildung möglich war, machte ihm Angst. «Ich wollte unbedingt wieder in die Regelschule, was mir die Schulpflege Dübendorf dann zum Glück ermöglichte. Ich durfte ein 10. Schuljahr machen. Meine Mitschüler hatten alle Lernschwächen, aber ich hatte ausgezeichnete Lehrer, die mich förderten. Die haben mich so richtig in den Arsch getreten und ich ging ab wie eine Rakete. Von da an ging es aufwärts, steil aufwärts! Ein Übertritt ins Gymnasium lag auf einmal in Reichweite ...»

Mit der Kanti Hottingen habe er eigentlich den falschen Schultyp gewählt, denn Wirtenschaft liegt ihm nicht besonders. Aber der Zug fürs Langzeitgymnasium war ja bereits abgefahren, was er heute bedauert – wie auch seinen damaligen Entscheid gegen eine Akzentklasse. Immersion hätte er am liebsten gemacht, sich das aber nicht zugetraut. Gonzalos Selbstzweifel mögen angesichts seines überragenden Notenbilds erstaunen, sind aber wohl eine Spätfolge seiner anfänglich harzigen Schulkarriere. Die irrationale Angst, all die guten Noten könnten sich plötzlich als gewaltiger Irrtum herausstellen, begleitet ihn ständig. So war er auch ganz überrascht, die Aufnahmeprüfung überhaupt bestanden zu haben. Dass er auch noch die besten Prüfungsergebnisse seines Jahrgangs erzielt hatte, konnte er kaum fassen, hatte er doch in nur einem Jahr drei Jahre Sekundarstoff aufarbeiten müssen.

Nun belegt er Latein eben im Freifach und könnte sich sogar vorstellen, Althilologie

zu studieren, auch wenn das «eine ziemlich brotlose Wahl» wäre, wie er zu bedenken gibt. Jedenfalls ist Gonzalo enorm froh um die Möglichkeit, mit Nichtbehinderten zur Schule zu gehen. «Die Kanti Hottingen ist ideal für mich – klein und herzlich. Der Unterricht ist von hoher Qualität und ich kann eine Menge Allgemeinwissen horten. Die Klasse hat mich sehr gut aufgenommen. Dass sich einzelne Mitschüler unbehaglich fühlen um mich herum, verstehe ich gut. Berührungsängste mit Behinderten sind ganz normal, die habe ich auch.» Zudem sei er ein komischer Kauz; sein Humor sei etwas speziell, er höre gerne Pop, sein Hobby sei die Schule und er sei ziemlich schüchtern. Andere Körperbehinderte seien da unbefangener und wären sicherlich leichter zu integrieren als er. Er würde ja noch so gerne mit den Kollegen rumblödeln und Unsinn reden, weiss aber gar nicht, wie das geht, denn eine volle Teilhabe am Leben der Kollegen bleibt ihm aufgrund seiner schweren Behinderung verwehrt. «In der Zeit, die ich für die Toilette brauche, gehen die anderen in die Migros und retour. Sport, Ausgang, Computerspiele – geht alles nicht. Gemeinsamkeiten finden sich da nicht so leicht. Ich bleibe immer Zuschauer, verpasse viel vom normalen Teenagerleben. Natürlich habe ich mich damit abgefunden, bin aber leider noch nicht so weise, dass ich es nicht auch als bitter empfinden würde.»

Gonzalo wählt seine Worte trotz hohem Sprechtempo immer mit Bedacht. Wo man Selbstmitleid erwarten würde, findet man Kampfgeist und Humor. «Ja, ich habe schon

Humor, den brauche ich. Aber ich habe auch meine tiefraurigen Momente. Deprimierend ist für mich zum Beispiel, dass ich seit kurzem die Finger der linken Hand nicht mehr bewegen kann. Das ist ein herber Verlust.» Für die Bewältigung des Schulalltags ist Gonzalo auf die Hilfe von nebenamtlichen Assistenten angewiesen; insgesamt drei junger Betreuer, die sich in dieser Aufgabe abwechseln. Sie helfen ihm dabei, Unterrichtsnotizen zu machen, Unterlagen und Laptop zu reichen, aber auch beim Essen und der Toilette. Bei den Hausaufgaben hilft ihm keiner, Handreichungen machen seine beiden jüngeren Geschwister. Obwohl das einhändige Tippen sehr aufwändig ist, möchte Gonzalo vorderhand auf den Einsatz von IT-Hilfen wie Siri verzichten, «sonst fühle ich mich behindert, so komisch das klingt, wenn ich das sage.»

Seine Zukunftspläne liegen im akademischen Bereich. Ein Studium in England wäre ein Traum, aber er wäre schon sehr glücklich, überhaupt studieren zu können. Gonzalo ist überzeugt, dass es viele Menschen mit Körperbehinderungen gibt, deren Potential brachliegt, und er wünscht sich, dass in Zukunft mehr Betroffene es wagen, etwas daraus zu machen. Ihm wäre dies sicher leichter gefallen, hätte es Vorgänger gegeben. «Aber wer weiss, vielleicht bin ich jetzt das Vorbild für jemand anderen, seine Hemmungen abzubauen ...» – Ein Vorbild dürfte er auch für den einen oder anderen seiner Mitschüler sein, in vielerlei Hinsicht!

•



Das eigene Potential voll ausschöpfen: Gonzalo Delgado im Unterricht.

## Stumme Blicke

Arbeiten der Klasse G3a im Bildnerischen Gestalten

VON CHRIS ASCHWANDEN

Die Darstellung eines Kopfes ist in der klassischen Moderne eines der wesentlichen Themen in der Bildhauerei. Das Ziel einiger Künstlergruppen war es, eine individuelle Physiognomie und eine Mimik darzustellen, die eine eindeutige Emotion ins Gesicht zeichnet. Andere Künstler wollten dies tunlichst vermeiden, damit sich Inhaltliches oder gar Anekdotisches nicht ins Bild zurückschleichen. Dadurch schufen sie Werke, die nicht dem Naturalismus zuzuordnen sind.

### Die Aufgabe

So lautete der Einstiegstext in die Aufgabenstellung «Stumme Blicke/reduzierte Gipsplastiken» für Schülerinnen und Schüler der G3a im BG-Unterricht des vergangenen Herbstsemesters. Ihre Aufgabe bestand darin, einen Kopf (bzw. eine Büste) aus Gips ca. im Massstab 1:1 zu modellieren. Das Porträt sollte in einer reduzierten Form unter Einhaltung der anatomischen Proportionen des Kopfes wiedergegeben werden. Eine detaillierte Ausarbeitung (nicht nur der Sinnesorgane) war in dieser Arbeit nicht erwünscht. Jedoch sollten durch eine grobe und reduzierte Oberflächengestaltung mit dem Gipspachtel mimische Darstellungen ansatzweise realisiert werden.

### Die Vorgehensweise

Nach einer Theorielektion zur Proportionslehre des Kopfes erhielten die Schülerinnen

und Schüler einen Tonklumpen, mit welchem sie innerhalb einer weiteren Lektion die Grobform ihrer reduzierten Büste finden sollten. Dieser Schritt diente der experimentellen Auseinandersetzung und der Festlegung einer geeigneten Form. Für die Umsetzung des Miniaturmodells wurde in einem ersten Schritt eine grobe Grundstruktur mittels Gitterdraht geformt und die einzelnen Bauteile (Nase, Lippen, Augenbrauen, Kinn, Ohren) mit Drähten fixiert.

Mit Hilfe einer Lage von Gipsbinden verschlossen die Schülerinnen und Schüler die löchrige Oberflächenstruktur des Drahtgitters, bevor sie in einem weiteren Arbeitsschritt die vorbereitete Grundform mit Gips bespritzten, um eine minimale Materialstärke von ca. 3-5mm zu erreichen.

### Der Dank

Das Arbeiten mit Gipspulver und Wasser ist eine sehr staubige und teilweise auch schmutzige Angelegenheit, die in unseren normalen Schulräumen des Bildnerischen Gestaltens nie realisierbar gewesen wäre. Ein grosser Dank gilt deshalb der Schulleitung, die den Umbau eines Unterstandes, der bisweilen nur für die Lagerung von Materialien diente, mit einfachsten Mitteln zu einem Aussenatelier genehmigte. Auch der Hausdienst unterstützte den Umbau tatkräftig mit der Räumung des Materials und der Installation eines Wasseranschlusses. In diesem Unterstand herrschte schon von Beginn weg die sehr arbeitsintensive und bedachte Atmosphäre eines Künstlerateliers, und dies, obwohl die Temperaturen früh am Morgen vor allem nach den Herbstferien

gerne kühl waren und das frische kalte Wasser beim Auswaschen der Gipsbecher einen daran erinnerte, wie angenehm temperiert die BG-Unterrichtsräume doch normalerweise sind.

### Die Ausstellung

Die Besucher der abschliessenden Ausstellung wurden eingeladen, in einem Quiz den einzelnen Büsten individuell verfasste Steckbriefe zuzuordnen. Dabei wurden die Kunstwerke auf Metallständern präsentiert, deren Eisenstangen aus der im Sommer abgebrochenen Zwischendecke unserer «re-designten» Mediothek stammten und somit nach 70 Jahren einen neuen Verwendungszweck erhielten.

•



Eine Schülerin der Klasse G3a beim Modellieren eines Kopfes.

## Segeln, Kiten und Windsurfen

Die etwas andere Studienreise



VON CHRISTOPH SCHNÜRIGER (G4E)

Unsere Studienreise führte uns nicht in irgendeine Grossstadt, wie das bei vielen anderen Klassen der Fall war, sondern an den Strand von Porto Pollo in Sardinien. Doch wir waren nicht extra so weit gereist, um nur faul am Strand zu liegen. Der Hauptgrund für unsere etwas andere Studienreise war: SaKiSu. SaKiSu steht für Sailing, Kite- und Windsurfing – alles drei Disziplinen, die man perfekt in dieser Region ausführen kann. Porto Pollo liegt nämlich ganz im Norden von Sardinien, und durch die Nähe zu Korsika gibt es dort aufgrund dieser engen Meerschneise zwischen den zwei Inseln immer starke Winde. Schon letzten Frühling, als die Studienreise

geplant wurde, mussten wir uns für eine der oben genannten Disziplinen entscheiden. Der Grossteil der Klasse hat sich für Kitesurfen und der Rest für Segeln entschieden. Da der Wind der wichtigste Faktor für diese Sportarten ist, informierten wir uns seit dem Frühling fast wöchentlich über die Windverhältnisse in Porto Pollo. So stieg dann unsere Vorfreude immer weiter an. Doch als wir nach einer langen Anreise mit Zug, Schiff und Taxi in Porto Pollo ankamen, mussten wir leider feststellen, dass der richtige Wind erst für Ende Woche angesagt war. Dies war aber nicht weiter schlimm, da die meisten von uns noch Anfänger waren. Wir konnten also bei etwas geringerem Wind gut üben, sodass wir dann am Ende der Woche bereit waren für den starken Wind. Gebucht hatten wir sechs Stunden Kurs in dieser Woche, und der war natürlich vom Wind abhängig. So gab es einige Tage mit und andere Tage ohne Kurs. Doch auch an den Tagen ohne Kurs waren wir sportlich aktiv. In diesem Sportcenter am Strand konnten wir nämlich die ganze Woche über gratis Kajaks und Stand-up-Paddles ausleihen und uns auf

diese Weise selber einen Überblick über die verschiedenen Buchten verschaffen. Auch das Volleyballfeld wurde die ganze Woche fast ausschliesslich von unserer Klasse besetzt. So waren wir den grössten Teil dieser Woche immer sportlich aktiv. Gewohnt haben wir in kleinen Appartements à maximal 5 Personen, ca. 5-10 Gehminuten vom Strand entfernt, die Teil einer grossen Anlage mit Restaurants und einem Supermarkt waren. An drei Abenden haben wir gemeinsam gekocht und gegessen. Es war eine unvergessliche Woche! Die meisten von uns haben grosse Fortschritte im Segeln oder Kitesurfen gemacht, und ausserdem konnten wir die ganze Woche Dinge unternehmen, die uns Spass machten.

## Der Staat sind wir

Ein Staatsgebilde ist kein Betätigungsfeld für Rosinenpickerei.

VON RUFUS BUTZ

Thomas Hobbes hat in einer berühmten Denkfigur die Legitimität des (neuzzeitlichen) Staates und der (absoluten) Staatsgewalt begründet im aufgeklärten Interesse jedes Einzelnen, dem Naturzustand des «Kriegs aller gegen alle» zu entkommen und so die Selbsterhaltung in einem reziproken Akt der Selbstbeschränkung und des Gewaltverzichts zu sichern. Wir verdanken also gemäss der Hobbes'schen Denkfigur diesem Staat unsere Sicherheit, was vom reinen Überleben bis zur Verwirklichung unserer Lebensentwürfe im Sinne eines glücklichen Lebens reicht. Der Staat ist mithin der Rahmen, innerhalb dessen wir alle uns sicher bewegen und entfalten können. Natürlich ist eine wichtige Anschlussfrage, wie die dem Staat notwendigerweise übertragene Gewalt sinnvoll und adäquat zu begrenzen ist – das soll hier aber nicht Thema sein.

Wer eher der Denktradition von Aristoteles und – in der Moderne – von Hanna Arendt (um nur zwei zu nennen) verpflichtet ist, wird die Hobbes'sche Argumentation ablehnen und den Menschen als politisches Lebewesen sehen, das erst in der politischen Gemeinschaft seine Bestimmung findet. Dass in dieser Optik die staatliche Gemeinschaft unabdingbar für ein glückliches und gelingendes Leben ist, liegt auf der Hand.

Wichtig im folgenden Zusammenhang ist aber, dass beide Traditionen die Wichtigkeit des Staates mit all seinen Institutionen betonen. Somit ist es auch offensichtlich, dass ich durch Abgaben auch für Dinge in diesem Staat einen Beitrag leiste, von denen ich selber nicht direkt profitiere. Das Staatsgebilde ist eben ein Ganzes, und kein Betätigungsfeld für Rosinenpickerei. – Wenn nun vermehrt libertäre (und anarchokapitalistische) Philosophen für eine Abschaffung oder zumindest Minimierung des Staates im Sinne eines Nachtwächterstaates optieren, dann argumentieren sie zumeist in Locke'scher Tradition und definieren das Recht auf Leben, (negative) Freiheit und Eigentum naturrechtlich als fundamental. Ihr Hauptcredo ist der absolut freie und uneingeschränkte Markt, den die Subjekts-Atome bilden. Stark verkürzt wird etwa so argumentiert: Ich als Individuum habe das Recht auf meinen Körper=mein Leben und alle damit erworbenen Güter. Ich bin frei, d. h. niemand hat das Recht, meine freie Lebensentfaltung zu unterbinden, solange sie nicht das Leben eines anderen bedroht. Im gegenseitigen Interesse achten wir uns als souveräne Individuen und treten gegenseitig in Vertragsverhältnisse zu gegenseitigem Nutzen. Wenn der Staat in seiner Minimalform eine Existenzberechtigung hat, dann hier, als Polizist, der die Körper der Einzelnen schützt. Was ich aber durch meinen Körper qua Arbeit mir erwerbe, gehört auch mir. Der Staat hat nicht das Recht, mit Steuern

an diesem Eigentum zu partizipieren. Und wenn ich durch finanzielle Zuwendungen gemeinschaftliche Dienste/Institutionen unterstütze, dann geschieht das freiwillig aufgrund meiner persönlichen Einsicht. Ein Beispiel: Versicherungen abzuschliessen soll meine freie Wahl sein, sei dies nun eine Hausrats- oder eine Krankenversicherung. Es ist an mir zu entscheiden, welche Risiken ich wie absichern möchte.

Ich habe die obige Position verkürzt und sicher auch nicht ganz objektiv wiedergegeben. Sicher ist es auch richtig, dass der Staat nicht paternalistisch (und maternalistisch) alles regelt und meine Freiheit so zu stark einzuschränken droht. Etwa schlagwortartig ausgedrückt: Liberalismus ist schon gut, aber Libertarismus geht zu weit. Er geht meines Erachtens indes nicht einfach nur zu weit, sondern ist in der Sache falsch. Das habe ich oben mit den zwei Traditionen, die unser abendländisch philosophisch-politisches Denken und Handeln eminent prägen, zu untermauern versucht. Und das möchte ich zum Schluss noch mit einer weiteren Argumentation unterstützen. Wer immer in libertärer Tradition den ungehinderten, globalisierten Markt als alleinheilbringendes Mittel für Wohlstand und Wohlfahrt ansieht, verkennt erstens, dass mehrere grundlegende und (über-)lebensnotwendige Aufgaben in einer Gemeinschaft nicht (angemessen) vom Markt übernommen werden können (z. B. Schulbildung, Schutzfunktionen und Gesundheitswesen; dies hat schon A. Smith deutlich herausgestrichen). Zweitens übersieht er, dass dem Menschen als (auch) moralischem Wesen Gerechtigkeits- und Fairnessüberlegungen wesentlich sind,

dass die solipsistische Perspektive einzelner am Markt teilnehmender Nutzenmaximierer hier viel zu kurz greift. Und drittens ist es so, dass noch die (Locke'sche) Logik des Das-habe-ich-alles-selbst-erworben-und-deshalb-gehört-es-auch-mir-Gedankens grundsätzlich falsch ist, denn der ganze Marktwettbewerb funktioniert nur auf der Basis eines funktionierenden Gemeinwesens, das Infrastruktur (Finanzsystem, Transportsystem, Kommunikationssystem, Medienlandschaft ...) bereitstellt bzw. ermöglicht. Zudem kann wohl niemand etwas für seine Talente und Stärken (was z. B. J. Rawls nie müde wird zu betonen).

Wieviel Staat nun gut ist, wieviel Liberalismus der richtige Weg ist, sei damit noch nicht gesagt, aber was meines Erachtens nicht der richtige Weg ist, das scheint mir offenkundig zu sein.



Rufus Butz,  
Deutsch- und Philosophielehrer

# Selbstverantwortung

Liebe Leserin,  
lieber Leser

VON DANIEL ZAHNO

Nach einem halben Jahr Umbauzeit haben wir auf Beginn des Frühjahrssemesters unsere Mediothek wiedereröffnet. Sie ist zu einem multifunktionalen Raum ausgebaut worden, zu einem Ort, wo nicht nur das gewohnte ruhige, stille Arbeiten und Lernen stattfinden soll, es darf auch gespielt werden. Begegnungen mit Kolleginnen und Kollegen, Lesungen, Diskussionen mit Autoren, Elternabende etc. sind dort möglich, was zu einer verbesserten Aufenthaltsqualität an der Kanti Hottingen beitragen soll. Die Räumlichkeiten sind nicht ständig durch die Mediothekarin betreut – wir übergeben damit also unseren Schülerinnen und Schüler auch mehr Selbstverantwortung, denn sie dürfen die Mediothek auch in den unbelebten Zeiten nutzen. Es soll auch *ihre* Mediothek sein, in der sie sich wohl fühlen, zu deren Medien und Mobiliar sie aber selbstverständlich auch Sorge tragen.

Selbstverantwortung können die SuS auch im Management allfälliger Absenzen einüben. Im August 2017 haben wir das elektronische Absenzensystem eingeführt. Mit diesem System können die Schülerinnen und Schüler jederzeit Einblick in ihre noch nicht entschuldigten Absenzen nehmen. Auch im Rahmen einer möglichen Einführung von Jokertagen an Mittelschulen wird dereinst an die Selbstverantwortung appelliert.

Aufgabe der Mittelschulen ist es, die SuS zur allgemeinen Studierfähigkeit und zur vertieften Gesellschaftsreife zu führen. Dazu gehört auch, für seine

Handlungen Verantwortung zu übernehmen, für sein Tun einzustehen und die Konsequenzen zu tragen. Dies kann sowohl in Form von Lob oder Anerkennung als auch in Form von Sanktionen geschehen. Dieser Teil der Verantwortung wird leider oft vergessen oder verdrängt. Wenn wir den SuS die Mediothek zur Nutzung überlassen, erwarten wir, dass sie Sorge zu Medien und Mobiliar tragen. Wenn wir den SuS im Absenzensystem die verpassten Lektionen detailliert aufzeigen, erwarten wir, dass sie ihre Absenzen fristgerecht entschuldigen und den verpassten Unterrichtsstoff aufarbeiten. Verantwortlich sein bedeutet auch, seinen Verpflichtungen nachzukommen. In diesem Sinne ist Verantwortung für die Jugendlichen nicht immer nur angenehm.

Als Lehrpersonen vermitteln wir nicht nur fachliche Kompetenzen, wir achten auch darauf, dass die SuS weitere, überfachliche Kompetenzen erwerben. Lernen, Verantwortung zu übernehmen und Konsequenzen zu tragen, ist eine solche überfachliche Kompetenz.

Unsere SuS haben auch Gelegenheit, freiwillig mehr Verantwortung und damit auch Gestaltungsmöglichkeiten wahrzunehmen, zum Beispiel durch aktive Mitarbeit im Vorstand der Schülerorganisation. Wir freuen uns, wenn wir sehen, dass die SuS den Umgang mit Verantwortung ernst nehmen und ihre Schule mitprägen.



Daniel Zahno, Rektor

## Autonomes Fahren

In diesem Schuljahr haben drei Schüler Maturarbeiten geschrieben, in denen sie sich mit autonom fahrenden Autos beschäftigten. Welche ökologischen Folgen hätte diese Art von Mobilität?

VON CHRISTOPH MEIER

Die meisten Automobil- und Komponentenhersteller gehen davon aus, dass teilweise autonom fahrende Autos ab den frühen 2020er-Jahren auf unseren Strassen anzutreffen sein werden. Autonom werden sie insbesondere in «einfachen Umgebungen» wie Autobahnen unterwegs sein, in unübersichtlichen Gebieten wie Innenstädten wird es noch länger dauern. Man rechnet nicht vor 2035 mit den ersten vollständig autonom fahrenden Autos.

Ich beziehe mich aber nun auf diesen fernen Zustand, in dem man sich vorstellen kann, dass es keine vom Menschen gesteuerten Autos mehr gibt, sondern nur noch autonome Fahrzeuge zirkulieren. Es ist dann davon auszugehen, dass kaum mehr jemand ein eigenes Auto besitzt, sondern im Bedarfsfall eines «per Knopfdruck» bestellt werden kann. Welche ökologischen Folgen hätte das voraussichtlich?

### Einige Vorteile

- Es würde deutlich weniger Autos brauchen, da die meisten Autos heute während weniger als einer Stunde täglich benötigt werden. Die Autos würden zirkulieren und weniger Stillstandzeit haben.
- Dadurch bräuchte es auch viel weniger Parkplätze, was zu neuen freien Flächen an zum Teil sehr begehrten Lagen führen würde.



- Die Autos könnten näher hintereinander fahren, weil die Reaktionszeit der Computer viel kleiner ist als die der Menschen. Dies würde dazu führen, dass bei gleichem Verkehrsaufkommen weniger Strassenfläche nötig wäre.
- Die Autos würden sich bei Staus weniger stark im Stop-and-Go-Rhythmus bewegen, weil sie miteinander kommunizieren können. Dadurch würde der Schadstoffausstoss vermindert.
- Die Grösse der benutzten Autos könnte präzise auf die Anzahl Fahrgäste abgestimmt werden. Heute fahren im Schnitt etwas über 1.5 Personen in einem Auto (das üblicherweise für 5 Personen plus Gepäck ausgelegt ist), wobei jeweils eine Masse von über 1.5 Tonnen bewegt wird.

### Einige Nachteile

- Es bleibt die Frage, ob die Autos wirklich kleiner und leichter würden, da sie mit mehr elektronischen und automatisch funktionierenden «Gadgets» (Stichwort Elektromotoren für z. B. Fenster und Stühle) ausgestattet sein würden, die alle eher schwer wären.
- Auch unklar ist, was mit dem «konventionellen ÖV» geschehen würde: Würden Züge, Trams und Busse verschwinden? – Könnten dann die riesigen Flächen, die die SBB beispielsweise inmitten der Stadt Zürich belegt, anderen Nutzungen zugeführt werden?

- Nach wie vor nicht restlos geklärt sind die Auswirkungen von Elektromog auf die Gesundheit von Mensch und Tier. Wenn alle Autos mit Infrarot-Lasern (Lidaren) und Radar die Umgebung abtasten und ständig Daten «in der Gegend herumsenden» würden, stiege der Elektromog natürlich an.

Ich glaube, aus ökologischer Sicht machen autonom fahrende Autos Sinn. Die Nachteile liegen in anderen Bereichen (z. B. Platz für Fussgänger und Velofahrer, Datensicherheit, rechtliche Aspekte, Fahrspass). Jedenfalls macht die Entwicklung autonomer Fahrzeuge rasche Fortschritte und wir können gespannt darauf sein, dürfen aber dabei nicht vergessen, diese Veränderungen kritisch-aufmerksam zu begleiten.

## Adieu, Gartenfest! Welcome, Homecoming Day!

VON STEPHAN AMSTUTZ UND  
FABIENNE HÄUSLER

Verschiedene Gründe haben dazu geführt, dass eine Neukonzeption des bisherigen Gartenfestes nötig wurde. Schliesslich hat uns vor allem das vermehrte Wegbleiben von aktiven Schülerinnen und Schülern auf die Idee gebracht, aus dem Gartenfest einen Homecoming Day zu gestalten. Gesagt, getan: **Am 15. Juni 2018 zwischen 18.00 und 22.00 Uhr** findet an der Kanti Hottingen nun die Premiere des Homecoming Days statt. Der Anlass ist exklusiv für **ehemalige SuS** unserer Schule, für alle **aktiven und pensionierten Lehrpersonen** sowie für das **Betriebs- und Verwaltungspersonal**. Der Anlass findet zukünftig **jedes Jahr jeweils am Freitag der Kalenderwoche 24** statt. Gemütlichkeit und Geselligkeit sowie ein Schwelgen in alten gemeinsamen Erinnerungen sollen dabei im Vordergrund stehen. Für das leibliche Wohl ist gesorgt, wobei der Ehemaligenverein und die Schule sich die Kosten für die Verpflegung teilen. Ein Rahmenprogramm im eigentlichen Sinne ist bewusst nicht geplant. Es werden aber Führungen durch das Schulhaus angeboten, bei denen beispielsweise die neu umgebaute Mediothek besichtigt werden kann. Zusätzlich besteht für grössere Gruppen auch die Möglichkeit, sich in ein Schulzimmer zu einer Klassenzusammenkunft zurückzuziehen. Computer und Beamer stehen für eine Fotoshow selbstverständlich zur Verfügung. Bei schönem Wetter findet der Event im Garten statt (ganz im Sinne des bisherigen Gartenfestes), bei schlechtem Wetter innerhalb des Schulhauses. Der Homecoming Day muss für die Teilnehmenden nicht an der Kanti Hottingen enden, sondern vielmehr kann er beispielsweise als idealer Ausgangspunkt für den (kulinarischen und geselligen) Fortgang der Klassenzusammenkunft dienen.

Anmeldungen sind ab sofort bis Ende Mai auf <https://kshomecomingday.ch/formular.html> möglich. Wir freuen uns auf ganz viele Anmeldungen von **ehemaligen SuS** unserer Schule sowie von vielen **aktiven und pensionierten Lehrpersonen und Mitarbeitenden aus dem Personal** der Kanti Hottingen.

PS: Haben Sie noch Kontakte zu ehemaligen Hottingern? Wir würden uns freuen, wenn Sie diese über Ihre privaten Kanäle auf diesen Anlass aufmerksam machen könnten. Und – top secret: Der Homecoming Day 2019 findet am 14. Juni 2019 statt.

# Die Transformerin

Wie schafft sie das bloss? Wer bei Susanna Rosati das Freifach Theater belegt, erlebt einen wunderschönen Zuwachs an Selbstvertrauen, Empathie, Sozialkompetenz und Zuverlässigkeit. Kein Wunder hat die Theaterpädagogin einen regelrechten Fanclub an Ehemaligen.

VON BARBARA INGOLD

Initiiert wurde die Theatergruppe der Kanti Hottingen 2007 von Caroline Gerber, deren Nachfolge Susanna Rosati vor rund 7 Jahren antrat, nachdem sie zuvor bereits als Coach mitgewirkt hatte. Von bisher sechs Produktionen sind ihr vor allem «Top Dogs» und «Wolkenbruchs wundersame Reise» in bester Erinnerung – letztere eine Adaptation von Thomas Meyers Erfolgsroman, an der der Autor sogar persönlich mitwirkte. Diese Zusammenarbeit war für alle Beteiligten ein unvergessliches Highlight, das Stück ein Riesenerfolg. «Top Dogs» hingegen war mangels Werbung leider nur mässig besucht, obwohl die grandiose Inszenierung neue Massstäbe setzte, auch dank der Mitwirkung von Olivia Grandy, die jeweils für das Bühnenbild verantwortlich ist und das Ensemble mit Requisiten und Kostümen aus dem Fundus des Schauspielhauses unterstützt.

Für die aktuelle Produktion wurde eigens die Autorin Renata Burckhardt engagiert, die der Truppe ein Stück auf den Leib schneiden wird. Die Herausforderung bei der Stoffwahl war diesmal nämlich, dass zum ersten Mal das gesamte Ensemble neu besetzt wurde, also niemand mit Bühnenerfahrung dabei ist. Diesen Umstand machte Rosati kurzerhand zum Thema, das Lampenfieber wird zur Handlung. An originellen Ideen fehlte es der engagierten Theaterfrau noch nie. Manchmal hat sie zu viele, manchmal zu wenig Schülerinnen und Schüler, und dann heisst es, kreativ sein, damit jeder eine passende Rolle kriegt.

Inspirieren lässt sie sich vom Power der Jugendlichen, ihrem Elan und ihrer Unvoreingenommenheit. Von der Auswahl des Stoffes über die Besetzung der Rollen bis hin zur Textgestaltung und Inszenierung, immer können die SuS mitreden. Grundlage ihrer Arbeit ist die persönliche Beziehung zu den Schülerinnen und Schülern, die sich im Laufe der Zusammenarbeit bildet. Beim Theater spielen arbeitet man sehr eng zusammen, oft auch körperlich. Es melden sich nicht nur Hochbegabte und «Rampensäue» ins Freifach Theater an und man muss dann allfällige Defizite gezielt angehen, vorhandenes Potential aufspüren und kanalisieren, damit sich jeder entfalten kann. «Kein Mensch ist von Natur aus verschlossen – wenn man ihm eine Plattform gibt, lebt jeder auf», ist Rosati überzeugt. Die Erfahrung gibt ihr recht. Und die positive Rückkoppelung auf die schulischen Leistungen lässt meist auch nicht lange auf sich warten. Es ist ein Fehlschluss, wenn Eltern ihren Kindern den Freifachbesuch verbieten aus Angst, dass dann «die Schule» auf der Strecke bleibe. Das Gegenteil ist der Fall, sie werden tendenziell besser, denn durch das Bühnentraining verbessert sich nicht nur die Ausdrucksfähigkeit, die Schülerinnen und Schüler gewinnen auch massiv an Selbstvertrauen und nicht zuletzt lernen sie Verantwortung zu tragen. (Probleme mit Absenzen kennt Rosati nicht, denn jeder weiss: Wenn er fehlt, blockiert das die ganze Gruppe.) Da gibt es viele Erfolgsgeschichten. Zeitintensiv ist so eine Produktion schon, denn zu den zwei Wochenstunden kommen noch zwei interne Probewochenenden und ein dreitägiges Theaterlager. Das ist wichtig, um intensiv arbeiten zu können. Aber die Theatertruppe kommt dabei jeweils in ein richtiges Fieber hinein, wächst zu einem Team zusammen, einem echten «Ensemble» eben.

Die Arbeit geschieht nicht nur im Rahmen des Freifachs, sondern findet auch im Alltag seine Fortsetzung. Die Schülerinnen und Schüler lernen, Menschen zu beobachten, wie sie reden und sich bewegen, und sie probieren

Neues aus, schlüpfen aus ihrer Haut und in eine andere hinein. Das Rollenstudium erfordert viel Einfühlungsvermögen und trainiert dieses auch, denn in eine Rolle muss man sich einfühlen, sie leben. Die nötigen Grundlagen erwerben die Schülerinnen und Schüler im ersten Quartal des einjährigen Freifachs. Da lernen sie sich zu bewegen, deutlich zu sprechen, ihre Stimme als Instrument zu gebrauchen. Auch die Wahrnehmung wird geschult, denn sie ist für ein perfektes Zusammenspiel – wie beim Musizieren – unabdingbar. Man agiert ja nicht nur, man reagiert auch auf die anderen. Das nimmt man dann ins Leben mit, wird aufmerksamer und agiler. Und natürlich wird man immer besser, das Schauspielern zur Leidenschaft. Oft bleiben Schülerinnen und Schüler dem Theater denn auch über Jahre und bis über die Schulzeit hinweg treu. So haben einige «Angefressene» vor kurzem einen Theaterverein gegründet, um auf eigene Faust weiter zu spielen. – Ein grösseres Kompliment kann sich eine Pädagogin kaum wünschen ...



VON MAXIM WYRSCH

Fünf Jahre Grammatikregeln, Mathematikformeln, doppelte Buchhaltung und zum Glück: Theater! Wut, Tränen, Heiterkeit – am liebsten gleich alles zusammen. Komisch, wie man sich besser kennen lernt, wenn man in die Haut fremder Personen schlüpft: Vom liebenswerten Rabbiner zum tragischen Verlobten – jedes Jahr neue Herausforderungen. Ich kann jedem diese unvergesslichen Erfahrungen nur empfehlen.

VON NINA BRATSCHI

Ich erinnere mich noch gut an die Angst, wenn sich der Saal füllt, man gleich auf die Bühne und den Mund aufmachen muss ... Und an die Erleichterung, den Mund dann tatsächlich aufzumachen und zu spüren, wie die Angst plötzlich verfliegen ist, wie man einen ganzen Saal mit seiner Stimme, seiner Figur, die man verkörpert, in Begeisterung versetzen kann. Dieses Gefühl ist unglaublich!

VON MARIA KATTNER

Das Freifach Theater bei Susanna gab mir einen Ort, an dem ich schreien, weinen, lachen und so richtig die Sau rauslassen konnte. Für andere mag das im Kraftraum oder bei der Party am Freitag passieren, meine Eskapaden hingegen wurden stets von einem Augenzwinkern von Susanna begleitet. Im Theater habe ich gelernt, auf mein Bauchgefühl, meine Intuition zu vertrauen und ohne Angst vor den Meinungen anderer laut zu lachen. Susanna war meine Inspiration, nach der Schule eigene Theaterprojekte zu starten und Theaterwissenschaften an der Uni Bern zu studieren.

VON DELIA FIERZ

Das Theater war für mich eine absolute Bereicherung, eine willkommene Abwechslung zum Unterricht. Ein Frei- und Leerraum, den man füllen und gestalten darf. Mit der kompetenten Unterstützung von Susanna werden individuelle Fähigkeiten erkannt und gezielt gefördert, jedes Mitglied der Gruppe wird integriert. Hier kann ausprobiert, gelacht und gelernt werden – nie gegeneinander, sondern immer miteinander.

VON CORINA RAHN

Toll fand ich, wie das Freifach die verschiedenen Altersklassen und Stufen durchmischte. Es ist egal, ob man nun in der 1. oder in der 4. Klasse ist – alle sitzen am Schluss im gleichen Boot und man wird akzeptiert, wie man ist. Ich habe ein paar sehr gute Freundschaften geschlossen mit Leuten, welche ich sonst wohl nie kennengelernt hätte!

VON ANDRIN RUOB

Unvergessen bleibt der Gruppenzusammenhalt. Man wird schnell von der Gruppe aufgenommen und niemand wird ausgeschlossen. Susanna Rosati holt aus jedem das Beste heraus, egal ob beim Erlernen des Stücks oder beim Improvisieren. Highlights sind das Theaterlager und natürlich die Aufführungen, bei denen der Applaus des Publikums einen für den Einsatz und das Lampenfieber entschuldigt.

## April 2018

- 16. Sechseläuten
- 17.–20. Arbeitswoche
- 23. Frühlingsferien

## Mai 2018

- 7. Unterrichtsbeginn
- 10./11. Auffahrtsbrücke
- 15. Empfang Pensionierte, 16 Uhr
- 18. Präsentationen IDPA H3 und I3, vormittags
- 21. Pfingstmontag
- 24.–27. Theateraufführung, Aula, 20 Uhr (Sonntag: 17 Uhr)
- 29. Jahreskonzert Chor und Orchester, Aula, 19.30 Uhr
- 30. Unterrichtsschluss G4/H3/I3
- 31. Beginn Abschlussprüfungen G4/H3/I3

## Juni 2018

- 15. Homecoming Day, 18–22 Uhr

## Juli 2018

- 4./5. Leichtathletik Finals
- 5. Abschlussfeier H3/I3, Aula, 17 Uhr
- 6. Berufsmaturitätsfeier H4/I4, Aula, 16 Uhr
- 9.–20. Individueller Sprachaufenthalt G2b, H2 und I2
- 12. Maturfeier, Kirche Neumünster, 17 Uhr
- 16. Sommerferien

## August 2018

- 20. Unterrichtsbeginn

## IMPRESSUM

**Redaktionsschluss Nr. 2/2018:**  
24. August 2018

**Redaktion:**  
Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch),  
Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

**Mitwirkende an dieser Nummer:**  
Amstutz Stephan, Aschwanden Chris, Rufus Butz, Nina Bratschi, Delia Fierz, Simon Haas, Fabienne Häusler, Barbara Ingold, Maria Kattner, Nadine Koller, Patrick Kummer, Christoph Meier, Sandra Nussbaumer, Corina Rahn, Andrin Ruob, Christoph Schnüriger, Verena Stauffacher, Martin Strauss, Maxim Wyrsch, Daniel Zahno

**Fotografien:**  
Chris Aschwanden, Simon Haas,  
Patrick Kummer

**Gestaltung:**  
gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und  
Digital Media,  
Simon Haas (BG-Seite)

**Druck:**  
Bühler Druck AG, Schwerzenbach

# Traumberuf: Influencer

Die Bestimmung zeichnete sich schon im Kindergarten ab ...

VON BARBARA INGOLD

Der Begriff stand noch nicht und ich ging noch in den Kindergarten, aber meine Bestimmung zur Influencerin zeichnete sich bereits in aller Deutlichkeit ab. Nicht dass ich ausgesprochen dominant, cool oder hübsch gewesen wäre, aber ich hatte Ideen, zuweilen auch ausgefallene, und stellte damit manchmal den Chindsgi-Betrieb auf den Kopf. Mit Springseilen kann man zum Beispiel ganz toll Fesselspiele machen; die Kids standen Schlange, um sich von mir an die Kletterstange fesseln zu lassen – leider brachte ich die Knoten dann nicht mehr auf und die Kindergärtnerin damit auf die

Palme. Richtig Ärger gab es auch im heissen Hochsommer '71, als ich beschloss, nur noch Unterwäsche zu tragen. Sofort kopierten mich meine Gspänli, was zum Entsetzen der Kindergärtnerin in einen fröhlichen Gruppen-Striptease ausartete.

Der Durchbruch kam, als ich mit 11 an der Grippe erkrankte. Das war nicht so ein lächerlicher «grippaler Infekt», wie ihn Schüler heutzutage bei jeder zweitägigen Unpässlichkeit ins Absenzenheft schreiben, sondern eine handfeste Influenza – der Traum eines jeden Influencers sozusagen, denn meine Grippe ging buchstäblich viral. Zuerst lagen meine Brüder flach, dann die ganze Schule und bald die halbe Schweiz. Sogar die Tagesschau berichtete über die Epidemie, die pandemisches Ausmass anzunehmen drohte. (Leider vergass Léon Huber meinen Namen zu nennen, aber ich wusste genau, wer hinter diesem Phänomen stand.)

Damit war meine Trendsetter-Karriere aber noch nicht zu Ende. Der Beginn meiner Mittelschulkarriere sollte auch die Modewelt nachhaltig beeinflussen. Der lange Schulweg per Fahrrad war mit Mappe und Jeans nämlich unsäglich mühsam: Die Mappe rutschte vom Gepäckträger und die dicken Levis' waren ein einschneidendes Handicap beim Bergauf-fahren. Also packte ich den Schulkrempel kurzerhand in Papas Wanderrucksack und behielt mein Pyjama auch tagsüber an. Bald fragte keiner mehr «Gahsch go wandere?», und die Pyjamahose sollte als «Leggings» die Beinmode revolutionieren. Heute sieht man kaum mehr Schüler mit Tornister oder Schulmappe, und der Rucksack hat sich, wie die Leggings, global durchgesetzt. Und wer hat's erfunden?

Ebenfalls im Teenagealter probierte ich mein Frisiertalent, da selbst nicht eben mit üppigem Haarwuchs gesegnet, an meinen Brüdern und einigen verkifften Jungs im Dorf aus. Ich verpasste ihnen krass kreative Bürstenschnitte und experimentierte dabei unter anderem auch mit der Wasserstoff-

peroxidpaste (Andrea Bleach Creme for Legs) meiner Mutter herum. Und siehe da: Das Ende der Hippie-Ära war eingeläutet, die Bahn frei für den Punk!

Nicht dass ich je die Absicht gehegt hätte, eine Vorreiterrolle zu spielen oder andere Menschen zu beeinflussen, aber irgendwie geschah es einfach immer wieder. Zumindest aus der Retrospektive vermeinte ich feststellen zu können, dass ich den einen oder anderen Trend ausgelöst haben musste. Seltsamerweise liess dieser schicksalhafte Influencer-Effekt aber mit den Jahren nach, zumindest in seiner Breitenwirkung. Trends kamen und gingen, ohne dass ich gross involviert gewesen wäre. War etwa meine Strahlkraft verblasst? Oder steckte hinter obgenannten Phänomenen eben doch eher Koinzidenz denn Kausalität?

Ich überliess fortan mein Impulsgeber-Potenzial nicht mehr dem Zufall und verlegte mein Wirkungsfeld auf die Lehrtätigkeit, setzte den Brennpunkt nun sozusagen auf die Klasse statt die Masse. Und um Wirkung geht es dem Influencer ja immer: Wer andere beeinflusst, erlebt Selbstwirksamkeit, was wiederum das Selbstwertgefühl steigert, denn die Korrelation zwischen dem eigenen Tun und dem anderer hebt einen aus der Versenkung der Bedeutungslosigkeit. Das macht den Lehrerberuf unter anderem so attraktiv.

Während es bei der Stoffvermittlung natürlich von Vorteil ist, wenn man die Kids irgendwie zu fesseln vermag (wenn möglich ohne Striptease), liegt die befriedigendste Wirkung einer Lehrperson jedoch in der Persönlichkeitsbildung. Moderne Influencerinnen schaffen es dank Social Media zwar in die Stratosphäre globaler Bedeutsamkeit und lassen mit einem einzigen Post auch mal Aktienkurse einbrechen. Lehrer können abseits des Gedöns digitaler Plattformen dafür immer mal wieder ein Talent entdecken helfen und Weichen stellen, manchmal sogar direkt auf die Studien- und Berufswahl einwirken – oder auch aber in einer Lebenskrise Halt geben. Der Wirkungsbereich und Wirkungsgrad unseres Tuns mag vielleicht im Gesamten bescheiden sein, doch in kaum einem anderen Berufsfeld ist der Hebel so gross, punktuell nachhaltig Menschen zu beeinflussen. So hat sich meine frühkindliche Bestimmung zur Influencerin also auch im Erwachsenenleben erfüllt: Traumberuf Lehrer!

•

